Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **30 (1948)**

Heft 16

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 23. April 1948 | Erscheint jeden Freitag | 30. Jahrgang Nr. 16

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Das Jugendparlament Bern tagt

Seit langem hegte ich den Wunsch, an einer Tagung des Jugendparlamentes teilzunehmen. Der Aufruf zur Versammlung war vielversprechend. Folgendes Traktandum stand auf der Liste: Stellungnahme des Parlamentes zu den Vorfällen in der Tschechoslowakei. Ich mußte hören, was unsere Jungen zu dem aktuellen Ereignis zu sagen hatten. — Etwa 70 Personen, darunter neun junge Mädchen, waren in der Aula des Progymnasiums anwesend. Eine viel zu kleine Zahl. Im Jugendparlament bietet sich unsern jungen Leuten die Gelegenheit, sich mit unserem Staatswesen vertraut zu machen und diese Gelegenheit sollte nicht verpaßt werden.

Das Jugendparlament ist nach Fraktionen aufgeteilt. Die Freisinnig-demokratische Fraktion hatte eine Stellungnahme des Parlamentes zu den Vorgängen in der Tschechoslowakei gefordert. Der Präsident des Parlamentes führte eingangs aus, eindeutig und fest müsse der Schweizer seinen Standpunkt einnehmen. Gerade dem jungen Bürger obliege es, eine feste Haltung zu zeigen. Man habe ja gesehen, wie die Jugend zum Werkzeug eines totalitären Staates geworden sei. Das Jugendparlament wolle mit einer Resolution an die Oeffentlichkeit gelangen, daß dies etwas spät geschehe, sei kein Nachteil. Die Resolution, die im Auftrage des Vorstandes von einer überparteilichen Kommission ausgearbeitet wurde lautet:

„In der Tschechoslowakei konnte im Februar einer Minderheit durch einen klug ausgedachten Staatsstreich ein Umsturz gelingen, der diesem freiheitsliebenden Volk erneut den Verlust der grundlegenden menschlichen Rechte und Freiheiten brachte. Es kamen genau die gleichen Methoden zur Anwendung, die man durch den letzten Krieg überwunden glaubte.

Das Jugendparlament Bern, als Institution, welche die demokratischen Parteien und verschiedene Jugendorganisationen umfaßt und sich auf die demokratische Staatsauffassung stützt, verurteilt aufs schärfste die Mißachtung der individuellen Freiheitsrechte und die Unterdrückung der politischen Meinungsfreiheit und versichert das tschechoslowakische Volk seines tiefen Mitgefühls. Wir vermögen nur unserm Bedauern über die Ereignisse in der Tschechoslowakei und unserer Hoffnung, daß der Friede schließlich doch siegen wird, Ausdruck zu verleihen. Wir geloben jedoch, bei dieser Gelegenheit an unserem Platze für die Freiheit einzustehen, gegen ihre Feinde und mit unsern Freunden."

Die sozial-demokratische Fraktion, die ebenfalls Sitz in der ausarbeitenden Kommission hatte, verlangte nun eine erweiterte Fassung der Resolution. Die Abfassung richte sich nur gegen den Kommunismus, aber auch in andern Ländern würden Freiheit und Menschenwürde mit Füßen getreten. In Amerika bedürfe die Negerfrage einer Lösung, Spanien und Griechenland dürften ebenfalls nicht vergessen werden. Im übrigen möchte man darauf hinweisen, daß man in früheren Jahren auch hätte Resolutionen erlassen müssen, damals habe man es aber nicht für nötig befunden, zu protestieren. Ein Gegenredner führte dann aus, man könne nicht verantwortlich sein für das, was die Altvordern getan oder nicht getan hätten. Würden wir deren Handeln immer als Richtschnur nehmen, so würde dadurch ja jeder geistige Fortschritt verhindert.

Es ist nicht zu verwundern, daß bei dieser hitzigen Diskussion etwas scharf polemisiert wurde; die Argumente waren nicht durchwegs stichhaltig. Aber es war doch erfreulich zu sehen, wie sich die Jungen „ins Zeug legten". Einer der Redner war dagegen, daß das Jugendparlament Stellung beziehe zu außenpolitischen Ereignissen. Das Parlament sei dazu da, sich politisch zu schulen. Ja, eben! Die Resolution wurde zum Schluß, unter Stimmenthaltung der Sozial-demokratischen Fraktion, gutgeheißen.

Die Tagung des Parlamentes war recht anregend. Ich möchte alle Jugendlichen, besonders aber auch die jungen Mädchen, aufrufen, Jugend-Parlamentarier zu werden.

cl. w.

In der Beilage:
Nachruf für Else Züblin-Spiller

Vom Tage

E. B. Ringsum ist blühendes Leben: was der Kirschbaum begann — seine Verwandlung vom dürrtrockenen Holzgefüge ins blütenweiße Festtutkett — das setzte der Birnbaum fort und nun beginnt der Apfelbaum, rosig überhaucht, sie alle zu überbieten in der Darstellung einer vollkommenen und festlichen Schönheit. Der grüne Teppich unter den Bäumen wird täglich dichter und höher, und schon überwuchert sein drängendes Wachstum die vielen bescheidenen kleinen Blümchen und Blättergebilde, die nahe anzusehen, für uns große Menschen immer aufs neue wunderbar ist, als gingen wir gleichsam wie „Messe-Besucher" staunend von Stand zu Stand im werkereichen Garten Gottes.

Im Schutze des Dachfirstes, sehr nahe meinem Fenster, hat sich ein Amselpaar sein Nest gebaut, um „frei von Not" seine Jugend aufzuziehen. Wir wähnen, das Abendlied des künftigen Amselvaters, das von der Spitze eines hohen Baumes ertönt, dürfte als Dankgesang für seine Gesichertheit vor aller Wetterunbill und Katzenbösartigkeit gelten — doch nein, er singt nur „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet", gelöst und seiner Stimmung hingegeben — und ebenso instinktsicher bleibt, trotz schönster Wahl des Nestplatzes, die künftige Amselmutter „unfrei von Not": aufs tiefste erschreckt starrt sie, wenn ich am Fenster zu ihr aufsehe, mich friedfertige Nachbarin an, ungewiß, ob irgend eine schwere Gefahr ihr von dem so riesigen Geschöpfe Mensch her drohe.

Geht es uns nicht eben so?

Inmitten aller Frühlingsherrlichkeit strömt uns der Dank an deren Schöpfer aus dem Herzen. Wir haben Grund, täglich für unendlich vieles, für Brot und Dach, für gesunde Sinne, für Freundschaft und Liebe, für Arbeitskraft und kriegloses Dasein zu danken — und dicht dabei wohnt in uns die bange Frage an das Schicksal, ob und wie lange uns solches erhalten bleibe. Immer umgibt uns das Unsichere: ein nahestehender Mensch, Urbild der Vitalität, wird aus seinem großen Wirkungskreise plötzlich abberufen und die Lücke, die er hinterläßt, wird sich nie mehr ganz schließen: rings um uns stehen Völker in chaotischer Uebergangszeit und wir wissen keinen Tag lang, was das Morgen bringt. War es vor kurzem die Tschechoslowakei, deren politisches Schicksal uns alle sehr mitbetraf, so ist es heute Italien, wo — während diese Zeilen geschrieben werden — 26,3 Millionen Männer und Frauen aufgefordert sind, die Wahlen von Senat und Abgeordnetenkammer vorzunehmen und sich damit mehrheitlich für oder gegen den Kommunismus zu entscheiden. Friedlich gehen heute unsere Sonntagsspaziergänger durchs blühende Land, hochinteressiert besuchen Zehntausende Schweizer ihre privilegierten Sportanlässe, derweil im südlichen Nachbarlande eine auch für uns hochwichtige politische Situation entschieden wird. Wochenlang kämpften die demokratischen, die klerikalen und die kommunistischen Parteiführer um die Seele des italienischen Volkes, hielten Reden in Riesenversammlungen, deren Bilder uns eindrücklich die Kraft und Anonymität und auch die Empfänglichkeit für suggestive Beeinflussung der Menge vor Augen führten; ob der Papst auf dem Petersplatz zu Rom, ob ein Kommunistenführer auf dem Mailänder Domplatz sprach, das stumme Bild zeigte die fast unübersehbare „Masse Mensch" als Hörer. Sie ist es, die heute entscheidet, welche parlamentarische Mehrheit die politischen Geschicke Italiens in der nächsten Zeit leiten wird. Siegen die Kommunisten, so wird ihren Gesinnungsgenossen in Frankreich, den Machthabern in der Tschechoslowakei und den andern unter Terror regierten, unter dem Einfluß des Ostblockes stehenden Staaten Verstärkung werden, was gleichbedeutend wäre mit der politischen Schwächung der westlich orientierten Staaten und Völker. (Die 15 000 italienischen Arbeiter, alte und junge, Männer und Frauen, die für zwei Tage, nur um ihr Wahlrecht an ihrem Wohnort auszuüben, aus der Schweiz in ihre Heimat fuhren, können unter Umständen, wenn sie mehrheitlich antikommunistisch stimmen, als Grüpplein einfacher Menschen — auch die Köchin der Familie Motta in Bern ist dabei! — ausschlaggebend für den Wahlausgang sein.)

Heute, da überall auf dem Erdball Spannungen zwischen den Trägern gegenteiliger politischer Auffassungen ausgetragen werden müssen, ist für uns keine große politische Entscheidung in irgend einem Lande gleichgültig. Wir lernen an solchen Tatsachen, über politische Fragen in großen Zusammenhängen nachzudenken, wie uns schon längst unsere Abhängigkeit in Rohstoff- und Exportfragen gelehrt hat, auf dem wirtschaftlichen Boden weltweite Zusammenhänge als gegeben anzusehen. Wir erkennen z. B. heute, daß ein Aufstand in Bogotá, der Hauptstadt von Columbien (Zentralamerika), just in den Tagen, da dort eine große panamerikanische Konferenz, an der u. a. der für Europa so wichtige Marshallplan behandelt wird, nicht zufällig ausbricht; wir sehen ein, daß die Ohnmacht des Sicherheitsrates der UNO, den Konflikt — es ist schon mehr ein Krieg geworden — zwischen Juden und Arabern in Palästina beizulegen, auf einer wirren Verknäuelung gegensätzlicher Interessen der verschiedensten Staaten beruht: Erdölinteressen sind u. a. mitbestimmend bei der Haltung Englands und Amerikas gegenüber den Arabern; die Furcht, russisches Militär könnte sich im nahen Osten festsetzen, hindert u. a. einen Entschluß der UNO, eine internationale Truppe zum Schutze der Bevölkerung nach Palästina aufzubieten.

Und wenn in Berlin, wie in Wien, in Lake Success, wie in Genf (wo z. Zt. die internationale Konferenz für Pressefreiheit, auch eine von der UNO einberufene Tagung stattfindet) immer aufs neue und immer um der gleichen Gegensätze willen, Spannungen und Konflikte entstehen, wenn ihretwegen unendlich viel unproduktiver Verbrauch an Zeit, Arbeit, Geld und Nervenkraft vor sich geht, während produktive Aufbauarbeit das Dringlichste in der Welt wäre, so kann es nicht mehr anders sein, als daß sich alle Völker nachgerade unter Kriegsbedrohung fühlen, daß eine Stimmung herrscht, wie sie mir in einer Briefzeile treffend geschildert wurde: „Jeder Tag ohne Krieg ist gnädiger Aufschub."

Wir, die Einzelnen, Männer wie Frauen, können dies nicht ändern. Unser Schicksal ist, in dieser Zeit großen Umbruches zu leben; unsere Aufgaben, so verschieden sie im Einzelnen sein mögen, haben das Gemeinsame, daß wir im Kampf der Geister, im Ringen der Mächte (nicht nur der Großmächte, sondern der Mächte des Guten und Bösen) unsere Entscheide zu treffen haben. „Weniger vom Kriege reden, aber mehr für den Frieden tun", rief diese Woche Trygve Lie, der Generalsekretär der UNO, den Regierungen anläßlich einer Gedenkfeier an Roosevelt zu. „Ich glaube nicht", fuhr er fort, „daß es in der ganzen Welt eine einzige Regierung gibt, die so wahnsinnig wäre, auch nur daran zu denken, einen neuen Krieg anzufangen. Die größte Gefahr, die die Welt heute kennt, ist Furcht."

Jedes Volk fürchtet den Krieg, in Amerika wie in Rußland, in Indien wie in der Schweiz. Sicher fürchten ihn auch die für den Krieg oder Frieden verantwortlichen Regierungsmänner. Aber Furcht macht starr. Wäre es sonst erklärlich, daß solch ein Mangel an Verstehenwollen, an Bereitschaft zur gegenseitigen Anpassung herrscht, wie er sich allüberall vernünftiger gemeinsamer Aufbauarbeit entgegenstellt? — Daß man diesseits und jenseits des eisernen Vorhanges glaubt, im Rechte zu sein und den Frieden zu wollen, zeigt die geradezu groteskanmutende Liste der zum Nobel-Preis für

Feldblumen

Von Adalbert Stifter 1840

23. August.

Es ist bereits der sechste Tag, daß wir in Hallstadt sind. Emil hat Instrumente in dem Wagen gehabt und stellte manchmal physikalische Versuche an, während der Doktor und Isidor das Echo müde singen. Der Doktor bleibt immer noch hier, weil er in Natalie wirklich verliebt ist, und Isidor, weil ihm die ganze Sache Spaß macht.

Lothar ist nie bei uns. Er malt den ganzen Tag und bringt von seinen einsamen Wanderungen jeden Abend himmlischere Bilder. Er ist ordentlich verwandelt in dieser schönen Bergwelt; sein Angesicht ist verklärt, sein ganzes Wesen klingt und schwebt, und er spricht nie anders als in Bildern.

Gestern abend vor Schlafengehen reichte mir Emil die Hand und sagte: „Wir sind im klaren, Bruder; schenk' dem Eigensinne der Schwester noch ein paar Tage." Er nennt mich öfter scherzweise du, aber ich kann es nicht über das Herz bringen, ihn im Ernste darum zu bitten.

O Titus! mir ist seltsam im Umgange dieser zwei Menschen, die so einzig trefflich sind. Emil ist überall hoch und schön, wie eine große, ruhevolle Alpe: sie säugt Kräuter und Blumen, trägt wehende Wälder am Busen und das leuchtende Gletschersilber; -- doch weiß sie's nicht, und über ihr Haupt ist das schöne, zarte Duftblau der Anmut ausgegossen. Natalie ist dasselbe, nur als sei es noch durchsichtiger, wie von einer Seefläche zurückgespiegelt. In Wien, umgeben von den hunderttausend Lastern und Thorheiten der Leute, war ich oft selbst nicht gut; in diesen Landschaften, unter diesen Menschen wird mein Wesen immer klarer und fester, und selbst der sanfte Schmerz, der noch immer in dem Herzen sitzt, steht verschönernd drinnen, wie jene Thräne, die man oft mitten in Krystallen findet.

Wenn es dem Doktor gelänge, Natalie zu gewinnen, so hat er in seiner Blindheit den Stein der Weisen gefunden. Er mag es fühlen; denn er wird immer scheuer gegen sie.

Wir sind noch immer in Hallstadt und es ist, als sollte das so fort währen. Nicht eine Silbe sagte noch Natalie von Angela, und ich kertere die Sache in meine Brust, wie in ein ehernes Schloß. — Lebe wohl! Morgen wieder zwei Zeilen.

24. August.

Heute morgens nach neun Uhr saß ich mit dem Fernrohr auf dem Hallstädter Kirchhofe und sah hinunter auf den See. Er warf nicht eine einzige Welle, und die Throne um ihn ruhten tief und sonnenhell und einsam in seinem feuchten Grün — und ein Schiffchen glitt heran — einen schimmernden Streifen ziehend. — Ich richtete das Rohr darauf und sah — es war als träume ich — Aston mit seinen Mädchen sah ich. Fast ein Hinabstürzen war es von der Kirche in den Ort, und eben stiegen sie alle aus — der alte Herr in meine Arme, jubelnd, freudenvoll — Emma, lachend, sprang herbei und sagte, daß sie in ihrem ganzen Leben noch auf keinen Menschen so zornig gewesen sei, als auf mich — und Lucie reichte mir lächelnd die Hand und schwieg und war freundlich, wie immer. Sie sind in Ischl und werden noch vier Wochen dort bleiben. Wir traten alle in die obere hölzerne Gaststube, die die Aussicht auf den See bietet, und nun ging es an ein Fragen und an ein Erzählen und an ein Essen und Trinken — und kein Wort von ihr. Im Anschauen dieser geliebten Menschen und Freunde wurde mir Angela wieder so heiß lieb, wie in jenen schönen Tagen, ja noch unendlich heißer und sehnsuchtsvoller; es ist, als könnte ich nicht leben, ohne sie nur einmal noch zu sehen. Jede Miene, jeder Laut, jeder Blick zog eine Reihe jener eingesunkenen Tage hervor, die so tief und so selig zurückstanden, als lägen schon Jahre dazwischen — aber heute kamen sie, alle jene Tage, wieder und standen und so lieb und altbekannt vor meinem Herzen.

Hundertmal wollte ich fragen und hundertmal vermochte ich es nicht. Sie mußten mir es in den Augen lesen, aber keines erwähnte ihrer. Ja, als es endlich Abend geworden, und sie alle abfuhren und mich recht freundlich nach Ischl einluden, überwältigte mich fast der Unmut; — ich ging auf unser Zimmer und in tiefem Schmerze lehnte ich die Stirne an das Fensterkreuz und starrte hinunter. — Der letzte Abend verklomm auf den Bergeshäuptern, und an ihren schwarzen Wänden hing bereits die Nacht. „Ist Ihnen unwohl?" fragte eine unsäglich sanfte Stimme hinter mir. Emil war es, der schöne Mensch, und nie glichen seine Augen so sehr denen eines Engels. — „Nichts ist mir," antwortete ich, „als ihr thut mir alle zu sehr weh." — „Wir werden es nun nicht mehr thun!" sagte er sanft und bat mich, ihn auf einer Nachtfahrt auf den See zu begleiten, und dort trug er mir das brüderliche du an. Als wir zurückgekehrt waren, gab ich ihm mein Tagebuch, weil ich ihm von nun an völlige Offenheit schuldig zu sein glaubte.

25. August.

Der gestrige Abend hat eine Folge gehabt, die alles löste. Natalie hat mich heute, sie ein wenig in das Strubthal zu begleiten; dort aber bat sie mich um Aufmerksamkeit, sie müsse mir etwas erzählen, das lang sei — und dann erzählte sie mir folgendes:

„In den blutigsten Tagen der französischen Revolution floh nebst vielen andern auch Eduard Morus, aus Boston gebürtig, weil ihm Gefahr drohte aus Paris, wo er handelshalber ansässig war. Er ging nach Ostindien, wo er einen Bruder hatte und wurde dort zum reichen Manne. Seine Frau gebar ihm, nach lange kinderloser Ehe, hintereinander vier Söhne und zwei Töchter; aber nur der älteste Sohn und die jüngste Tochter lebten. Der Knabe war zehn, das Mädchen zwei Jahre alt, als Morus starb. Die Mutter, eine Pariserin, konnte ihr Vaterland nicht vergessen; deshalb, mit Hilfe des Bruders ihres verstorbenen Gatten, machte sie ihre Habe beweglich und ging nach Paris, das inzwischen ausgetobt hatte. Es war im Jahre 1817. Das neue Paris gefiel der alten Dame nicht mehr, und ein schönes Landhaus in den Cevennen sollte ihr Ruheplatz werden. Er wurde es:

den Frieden Vorgeschlagenen. Auf ihr figurieren, wie die mit der Preisverteilung betraute norwegische Kommission meldet, als die Prominentesten: Stalin, Molotow, Truman, Papst Pius XII., Benesch ...

„Weniger vom Krieg reden, mehr für den Frieden tun", das ist ein Programm. Für den Frieden tun, ist etwas anderes, als viel vom Frieden reden. Ueber uns hinweg geschehen die großen Entscheide. Aber für den Frieden tun können wir alle. Denn die Elemente friedlichen Zusammenlebens heißen: Vertrauen haben, das Vertrauen anderer nie mißbrauchen oder enttäuschen, Ungerechtigkeit im Kleinsten und Großen bekämpfen und zwar durch eigenes Handeln mehr, als durch viel-reden über Gerechtigkeit; Freundlichkeit und Takt beweisen, und dies auch dann, wenn wir nur spärlich von Natur aus mit diesen Gaben ausgestattet sind. So können wir wenigstens in sturmerfüllter Zeit an unserem kleinen Orte ein wenig Garanten des Friedens sein, ein wenig Gegenkraft bedeuten gegen die Ur-Angst, die den großen Tyrannen in seinem Palaste nicht weniger quälen mag als die kleine Amsel in ihrem Neste.

Bericht über die Kindertagesstättenarbeit in Berlin

A. Der äußere Aufbau

Kindertagesstätten ist der Sammelbegriff für Kinderkrippen, Kindergärten und Kinderhorte.

In den Kinderkrippen werden Kinder bis zu 2 Jahren, in den Kindergärten vorschulpflichtige (2—6Jahre) und in den Kinderhorten Kinder im schulpflichtigen Alter erfaßt.

Die Kinder unter sechs Jahren kommen morgens früh, oft schon ab 7 Uhr in die Tagesstätte und bleiben bis durchschnittlich abends 17—18 Uhr. Frühstücks- und Vesperbrot bringen sie mit, ein warmes Mittagessen wird im Kindergarten oder in einer Bezirkszentralküche, gegen Markenabgabe gekocht. Nach dem Essen schlafen die kleinen Kinder. In den Vormittagsstunden und nach dem Schlafen werden gruppenweise Beschäftigungen mit ihnen gemacht. Wir fingen im Mai 1945 mit insgesamt 203 Einrichtungen an. Gegen Mitte des Jahres 1947 bestanden insgesamt 705 Einrichtungen, davon städtische 405 und nichtstädtische 300, mit einer Belegung von insgesamt 27 522 Kindern.

Die nichtstädtischen Einrichtungen sind zum größten Teil solche der evangelischen und katholischen Kirche, dann Betriebseinrichtungen und zu einem geringeren Teil private Institutionen.

Der äußere Zustand der Kindertagesstätten ist im Durchschnitt nicht so, wie er uns als Umwelt für das Kind erstrebenswert ist. Die Räume müssen fast alle frisch gestrichen werden. Zum Teil sind die Fenster noch verpappt, auch die Möbel sind abgenutzt oder nicht genügend vorhanden. — Zum Teil ist es aber erstaunlich, was die Kindergärtnerinnen oft aus den neu eingerichteten Räumen trotz des großen Mangels an fast allem gemacht haben.

Die Räume sind überfüllt, sodaß die Kinder sich nicht frei genug bewegen können. Wegen Mangel an Heizmaterial während der Wintermonate sind die Kinder stark zusammengedrängt, sodaß aus diesen Gründen eine intensive pädagogische Arbeit sehr erschwert ist.

Grundsätzlich werden bis auf ganz geringe Ausnahmen nur Kinder von berufstätigen Müttern aufgenommen. Trotz der großen Vermehrung der KTS. besteht noch immer ein großer Mangel an Plätzen, sodaß viele berufstätige Mütter ihre Kinder nicht in die KTS. schicken können.

Geleitet werden die Kindergärten und Horte zum größten Teil von Kindergärtnerinnen, zu einem kleineren Teil von Jugendleiterinnen oder in kleinen Kindergärten von Kinderpflegerinnen. Eine Fachkraft ist also mindestens in jeder KTS. tätig. Den verschiedenen unausgebildeten Kräften, die sich im Sommer 1945 zur Verfügung gestellt haben, geben wir durch Sonderlehrgänge die Möglichkeit, ihr Examen nachzuholen.

Die materielle Sicherstellung der KTS. erfolgt bei den städt. durch den Haushaltplan der Stadt, und bei den caritativen durch die konfessionellen Verbände.

In den Haushaltplan der Stadt wird in jedem Jahr behördlich ein Etat aufgestellt, in dem die allgemeinen Unkosten (Die Gehälter der Erzieher — die Kosten für pädagogische und kulturelle Betreuung) für jede Kindertagesstätte enthalten sind.

Der Hauptverwaltung ist auf Antrag ein Etat für pädagogische und kulturelle Betreuung der städt. KTS. bewilligt worden, der Mittel für zentrale Einkäufe von Bilderbüchern, Spielzeug, pädagogischem und psychologischem Lehrmaterial für die Kindergärtnerinnen zur Verfügung stellt. Das Material wird, soweit vorhanden, an sämtliche städt. KTS. verteilt. Diese Möglichkeiten sind im Verhältnis zu den Notwendigkeiten sehr gering.

B. Die pädagogischen Probleme

Die Ausbildung der Kindergärtnerinnen erfolgt im Pestalozzi-Fröbelhaus, Berlin-Schöneberg, in der städt. Friedrich-Fröbel-Schule Berlin-Bankow, sowie im Oberlinhaus (Dahlem) evangelisch, in Bethanien, Berlin SO. 36, evangel. und in der Liebfrauenschule, Charlottenburg, katholisch.

Die Ausbildung erfolgt im Sinne Pestalozzis und Fröbels; nach ihren Grundsätzen wird in den KTS. zum größten Teil gearbeitet.

Nach einem gewissen Stillstand in der Entwicklung während der Nazizeit versuchen wir nun, durch Arbeitsgemeinschaften neue Gedankengänge, besonders für die Beobachtung und Erziehung der schwierigen Kinder, an die Kindergärtnerinnen heranzubringen. Anregungen gaben auch Vertreter der Besatzungsmächte.

Wir bemühen uns, in Diskussionen mit Kindergärtnerinnen, den Begriff des bei Erziehern allzuoft beliebten „gehorsamen und stillen Kindes" zu klären. Er ist häufig unbewußt ein Erziehungsmittel, das zu dem späteren „gehorsamen Untertan" führt. Die Wichtigkeit der Selbstverwaltung in den Horten durch die Kinder, die demokratische Grundregeln lernen und üben sollen, wird ebenso hervorgehoben und in Beispielen lebhaft diskutiert. Dieser Gedanke der Kinderselbstverwaltung muß unter den Erziehern noch an Boden gewinnen. Teilweise wird die Selbstverwaltung nur als eine Selbstbetätigung im Spiel oder bei Festen angesehen, aber nicht konsequent durchdacht. Einer der wichtigsten Punkte in unserer pädagogischen Arbeit ist daher die Erziehung des Erziehers. Dort, wo die Bereitschaft des Erziehers zu einer wirklichen Selbstverwaltung im Kinderkreis vorhanden ist (wir haben solche Beispiele) wirkt sich diese als erzieherisches Moment zur Selbständigkeit im Denken und Handeln, und zur Ein- und Unterordnung in der Gemeinschaft aus.

Es ist symptomatisch, daß der Prozentsatz der 12-14 jährigen in den KTS. sehr klein ist, sehr viel kleiner, als wir ihn aus den Jahren nach dem 1. Weltkrieg kennen. Der wichtigste Grund ist wohl darin zu sehen, daß Kinder in diesem Alter heute schon oft das Familienoberhaupt ersetzen müssen. Sie werden zu den verschiedensten Arbeiten herangezogen, die früher den Erwachsenen oblagen. Sie sind zum Teil bereits kleine Erwachsene, z. T. stehen sie noch unter dem Eindruck des Kriegsgeschehens, sodaß sie die Trümmer als Spielplatz dem Hort mit seiner Beaufsichtigung vorziehen. — Wir haben also eine ganz andere Mentalität der Kinder vor uns als früher, und es wäre wichtig, für dieses Alter andere Organisationsformen innerhalb der städt. Jugendfürsorge zu finden, wie z. B. in der Art eines offenen Hortes mit mehr klubartigem Charakter. Im Jahre 1945 wurde in Wilmersdorf ein Versuch mit der Einrichtung eines solchen offenen Kinderhauses gemacht. Es hat sich gezeigt, daß gerade die 12-14jährigen erfaßt wurden, weil sie zwanglos kommen und gehen konnten. Als in dem Hause später durch das Bezirksamt ein geschlossener städt. Hort eingerichtet wurde, blieben diese Altersgruppen zum größten Teil weg.

In Horten mit Pflege der Selbstverwaltung, wo man die heutige Mentalität dieser Altersgruppen berücksichtigt, besteht ein gutes Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Kindern und Erziehern und eine starke Zugehörigkeit zu ihrem Hort. Diese geht, wie Beispiele zeigen, so weit, daß bei der Altersüberschreitung der Wunsch nach Zusammenbleiben größer ist, als die Neigung, sich in Jugendorganisationen einzureihen.

Es wäre wahrscheinlich leichter, diese Kinder zu gewinnen, wenn mehr Möglichkeiten beständen, sie durch richtiges, diesem Alter entsprechendes Beschäftigungsmaterial — (Werkzeuge für Holzbearbeitung, Sportgeräte, gute Bücher usw.) zu fesseln. Leider sind unsere Möglichkeiten sehr begrenzt.

Im letzten Vierteljahr lief eine Arbeitsgemeinschaft von 25 Kindergärtnerinnen, die das Ziel einer größeren wissenschaftlichen Fundierung hatte, die jetzt weitergeführt wird. Der Drang nach Weiterbildung ist bei einem gewissen Prozentsatz (ungefähr 50 Prozent) groß — läßt sich bloß nicht immer in Zusammenhang bringen mit den beruflichen Anforderungen und dem schlechten körperlichen Zustand, in dem sich die Kindergärtnerinnen befinden.

C. Was wird geplant

Beschäftigen tut uns sehr die Ausarbeitung von neuen Organisationsformen wie z. B. der „offene Hort."

Begonnen wird mit dem Ausbau eines großen Erholungsheimes für Kindertagesstätten an der Ostsee. Die inneren Bauarbeiten werden von dem „Werk der Jugend" in der russischen Zone gemacht. Das Haus kann ungefähr 400 Kinder beherbergen.

Da uns dieses ein zu großer Massenbetrieb sein würde, wollen wir einen Flügel des Hauses für Erwachsene einrichten, wo wir dann eine Verbindung von Erholung und beruflicher Anregung durch kurze Lehrgänge schaffen wollen. Wie gesagt, ein Plan, der im Kleinen jetzt in Angriff genommen wird und sehr viel Zeit brauchen wird, um alles so erstehen zu lassen, wie wir es uns vorstellen.

So, wie im vorigen Jahre sollen geschlossene Kindertagesstätten mit ihren Erziehern herausfahren. — Die Kinder erholen sich schneller durch die vertraute Umgebung der Kameraden und Erzieher. Außerdem festigt ein ständiges Zusammensein innerhalb von 40 Tagen das Zusammengehörigkeitsgefühl der KTS. Im vorigen Jahr wurden auf diese Weise durch das Hauptjugendamt aus 11 Bezirken 1400 Kinder verschickt an die Ostsee und Thüringen mit 25 Kindergärtnerinnen.

An Sonderlehrgängen sind geplant: Ein Kursus „Gymnastik im Kindergarten." Eine zentrale Musikwoche: Musik und Rhythmik in der Erziehung. Drei Kurse zu 20 Kinder, veranstaltet gemeinsam mit 3 Volksmusikschulen, über Musik und Kindergarten.

Alle diese Pläne sind natürlich Tropfen auf den heißen Stein bei rund 30 000 Kindern und rund 1500 Erziehern. Aber das Wesentliche ist uns, nicht in der wirtschaftlichen Not zu versinken, sondern uns immer wieder neue Wege zu suchen zur Belebung unserer Arbeit im Sinne der Hilfe für unsere Kinder. —

Hauptjugendamt Abt. Kindertagesstätten:
Christine Hoernicke, Berlin. / Januar 1948.

Große, kleine Heimat — nid dem Wald!

Wie schön du bist, in deinem alten, schlichten Gewand — du, — kleine Heimat! — Mit deinen dunklen Höhenzügen, die deine Täler und die weiten, baumbestandenen Matten umschließen wie ein immergrüner Ehrenkranz! — Deine warmbraunen Giebelhäuser bergen sich in ihm, mit den Vorlauben und den hellroten Geranien vor den blanken, kleinen Fenstern.

Die liebliche Anmut deiner blühenden Talgründe gehört zu deinem Bild nicht minder, wie die graue, kahle, nebelumwallte Einsamkeit deiner herrlich wilden Felstossen.

Die langen, weißen, stillen Winter und die brütende Helligkeit deiner heißen Sommer, wo das Laub der Bäume graugrün scheint und wie verdorrt, und die Hochsommergewitter manchmal wie verheerende Orkane über deine Alpen hereinbrechen!

Der leise plätschernde Bergquell am Hochrain, wie die rauschenden Wasser der Melchaa, die inmitten deiner satten Wiesen dahinströmt, ungebärdig wild oft, und dann wieder sickernd, müde, wie der Blutstrom in einer versiegenden Ader.

Die heitern, blutfrischen Mädchen in ihrer reichen, schweren Sonntagstracht, sie sind ebenso wenig wegzudenken von deinem Boden, wie die herben, starken Söhne deiner Alpen, mit dem Hirtenkittel aus ungebleichtem Leinen, den Holzböden und der Zwilchhose, dem Edelweiß am dunklen Filzhut und der gestickten Länderbluse für den sonntäglichen Kirchgang.

Das Herdengeläute — es wird nie aussterben in der Berg- und Tallandschaft von nid dem Wald, der Alpsegen nicht, und auch nicht das frohe Jauchzen und die Jodler.

Der Stutzer in der sehnigen Faust deiner Bergler, der auf den Schützenfesten, wie auf der wilden Jagd sein Ziel so sicher trifft — er steht ihnen nicht minder gut zu Gesicht, wie die Sense, der Rechen und die Heugabel.

Und käme Gefahr über unser Land, so würden alle diese einfachen, bärenstarken Mannen ganz selbstverständlich wieder zu entschlossenen, schweigsamen Helden werden.

Denn noch immer lebt dort der patriarchalische Geist der alten Eidgenossen und auch deren Kraft, das demütige Gottvertrauen und die Fähigkeit, in großen Stunden hinauszuwachsen — über sich selber.

Marianne Imhof-Zumbühl

Politisches und Anderes

Ein Pakt wird abgeschlossen

In Paris ist die Uebereinkunft betreffend die Durchführung des Marshallplanes von den Vertretern der sechzehn mitbeteiligten Staaten unterzeichnet worden. Für die Schweiz hat der Schweiz. Gesandte in Paris, Minister Burckhardt unterzeichnet. Er führte bei dieser Gelegenheit nochmals aus, daß die Konvention den Wünschen der Schweiz entsprochen habe, indem in Art. 14 des Paktes die Möglichkeit gegeben sei, daß ein Staat sich jederzeit von einer zu treffenden Abmachung distanzieren könne, falls er eine nur begrenzte Mitarbeit für möglich hält. Damit ist der Schweiz die Möglichkeit gegeben, ihre neutrale Haltung beizubehalten.

Als neuer UNO-Mitgliedstaat

ist Burma aufgenommen worden. Burma hat erst vor kurzem seine völlige staatliche Selbständigkeit erlangt.

Die Wahlen in Italien

Zur Zeit der Niederschrift dieser Notizen sind die definitiven Wahlziffern noch nicht bekannt, doch steht fest, daß die nichtkommunistischen Parteien in großem Vorsprung sind. Damit ist vermieden, daß eine kommunistische Regierung in Italien an die Macht gelangt.

Wandlungen in Indien

Aus Delhi wird berichtet, daß sich der Justizminister Dr. Ambedkar, der zur Kaste der Unberührbaren gehört, mit einem Mädchen aus hoher Bramanenkaste verheiratet hat. Die junge Frau wird nach den Religionsvorschriften damit aus ihrer Kaste ausgestoßen und zu den Parias gezählt. Der Justizminister (es ist schon ein Zeichen der neuen Zeit, daß ein Paria zu solch hohem Amte kommen konnte) ist Mitverfasser einer Vorlage zu einer indischen Verfassung, in welcher die Kastenunterschiede aufgehoben werden sollen.

Im Zürcher Kantonsrat

wurde soeben das Gesetz über die Beamtenversicherung durchberaten, das für das gesamte Staatspersonal (ausgenommen Hoch- und Mittelschullehrer) gültig ist. Das Rücktrittsalter für weibliche Versicherte, also deren Pensionierung, wurde auf 62 Jahre festgesetzt, während die männlichen Versicherten mit 65 pensioniert werden.

Ein außerordentlicher Parteitag

der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz war in erster Linie der Stellungnahme der Partei zur internationalen Lage gewidmet. Eine feierliche Note brachte zu Beginn die Darbietung der Eroica-Symphonie von Beethoven. In den von der Versammlung angenommenen Leitsätzen wird, nach dem Bekenntnis zum demokratischen Sozialismus, betont, daß die Partei jede Blockpolitik, komme sie von Westen oder von Osten, ablehne und die Wahrung der schweizerischen Neutralität als unerläßlich ansieht. Der Marshall-Hilfsplan für Europa wird gutgeheißen, „doch muß die Durchführung dieses Planes in Uebereinstimmung mit den demokratischen Einrichtungen der europäischen Staaten erfolgen und darf deren Unabhängigkeit und Freiheit in keiner Weise beeinträchtigen." Die durch die Sowjetunion gestützte „Kominform" (also der Kommunismus) soll bekämpft werden.

Aufhebung der Todesstrafe in England

Im englischen Unterhaus hat eine denkwürdige Diskussion stattgefunden. Unter größter Beteiligung und mit dem Ernst und der inneren Anteilnahme, die solchen grundsätzlichen Entscheiden zukommen, wurde lange und heftig debattiert. Nach Englands Gesetzen stand bis heute bekanntlich auf Mord die Todesstrafe. Nun ist, entgegen dem Vorschlag der Regierung, allerdings nur mit 245 gegen 222 Stim-

CITY-WÄSCHI
Spezialgeschäft
für Damen- und Herren-Wäsche
Große Auswahl, preiswert und beste Qualität
„Schmidhof", Löwenstraße 2, Zürich 1
Tel. 23 66 32

denn noch in demselben Sommer starb sie. Jetzt zog auch der Oheim sein Vermögen aus dem ostindischen Handel und ging nach Frankreich auf dasselbe Landhaus und verwaltete auch die Habe seiner zwei Bruderskinder als Vormund.

„Der Knabe wurde bald mit einem Lehrer nach Paris gethan, und das Mädchen erhielt eine Erzieherin. Als er zwölf Jahre alt war, geschah es, daß er mit seinem Erzieher auf der Reise nach dem Landhause in eine Schenke der Cevennen trat. Viele Leute gingen aus einer Kammer aus und ein und machten traurige Gesichter, und als er auch hineinging, sah er einen toten Mann liegen, mit jungem, blassem Gesichte und einer breiten Stirnwunde, aus der kein Blut mehr floß, und die sauber ausgewaschen war. Ueber den Leib war ein weißes Tuch gebreitet. Als er sich erschrocken wegwendete, sah er auf einer zweiten Bank eine Frau liegen, bis auf die Brust zugedeckt; diese aber und das Angesicht waren weiß wie Wachs und wunderschön, nur in der Gegend des Herzens war ein roter Fleck, wo, wie sie sagten, die Bleikugel hineingegangen sei. Was aber den Knaben zumeist jammerte, war ein etwa zweijähriges Kind, das bei der Frau saß und fortwährend die weißen Wangen streichelte. Des morgens hatte man sie etwa eine halbe Meile tiefer im Walde bei einem umgestürzten und geplünderten Wagen gefunden. Das Mädchen sei unverletzt unter einem Haufen schlechter Kleider gelegen, und hatte ein sehr kleines goldnes Kreuzchen um den bloßen Hals hängen."

„Angela!" rief ich.

„Ja, unsere Angela! erwiderte sie und fuhr fort: „Emil ging zu dem Mädchen und liebkoste es; da lächelte ihn die Kleine an und sagte Laute, die nicht französisch waren. Der Knabe begehrte, das Kind mitzunehmen, und da man ihn und seinen Oheim kannte, so ward sie ihm ohne weiteres überlassen, bis sie von ihren Angehörigen jemand zurückfordere. So brachten die zwei Männer das Kind auf das Landhaus. Nie hat sich aber jemand mehr um die Waise gemeldet. Sie ward sofort meine Gespielin und der Liebling Emils. So oft er auf Besuch da war, der oft Monate dauerte, lehrte er sie Buchstaben kennen, Blumen und Falter nennen und erzählte ihr Märchen. Sie horchte gern auf ihn und begriff wunderähnlich und liebte ihn auch am meisten. Dann sagte er ihr von fernen Ländern, in denen er geboren worden, und von den schönen Menschen, die dort wohnen. Auf einmal verlangte er selber nach Ostindien. Alle Werke über dieses Land, die er habhaft werden konnte, las er durch und entzündete sich immer mehr und mehr, ja, als er im nächsten Jahre von Paris kam, redete er zum Erstaunen des Oheims ziemlich gut die Sprache der Brahmanen. In demselben Jahre starb ein Handelsfreund in Calcutta, und dies machte eine Reise des Oheims nach Indien nötig. Emil jauchzte über den Tod des unbekannten Freundes, weil er mitdurfte. Die Mädchen kamen unter die Obhut der Tante.

„Sechs Jahre blieb er aus, und als er zurückkam, war er ein Mann, stark und gütig. Auch das unscheinbare Kräutlein, Angela, war eine schöne Wunderblume geworden, so daß er betreten war bei ihrem Anblicke. Wir siedelten damals nach Wien über. Er unternahm nun ausschließlich unsere Erziehung und erzog sich selbst dabei. Er fing die Wissenschaften an, und dichtete uns nebenbei indische Märchen vor, voll fremden Dufts und fremder Farben. Er predigte und lehrte nie, sondern sprach nur und erzählte uns und gab uns Bücher. Wir lernten trotz Männern. Die Dichter las er vor. So wurden wir uns nach und nach, wie die Jahre vergingen, immer gleicher, und für Europa eine Art fremdländischer Schaustücke — aber das Herz, die Seele, glaube ich, hat er an den rechten Ort gestellt — nun, Sie kennen ja jetzt alle drei. Einmal ging er wieder fort und war zwei Jahre in Amerika. Als er zurückkam und Angela wieder herrlicher und schöner fand, so erkor er sie zu seiner Braut; aber sagte nichts zu ihr, sondern beschloß, daß sie nun noch mehr als früher unter Männer, wo möglich bedeutsame, käme und etwa frei wähle. — Indes begann er sie immer mehr und mehr zu lieben, ja, er lebte recht eigentlich um ihretwillen — sie liebte ihn auch unter allen Dingen dieser Erde am meisten; aber Emil behauptete immer, sie liebe ihn als Bruder. Da ihm ihr Glück das höchste war, so wollte er ihre Freiheit und Unbefangenheit nicht im geringsten beirren, sondern, um ihrem Herzen allen und jeden Raum zu geben, nahm er sich vor, nach Frankreich zu gehen, wo er ohnedies Vermögensgeschäfte zu ordnen hatte, und mich mitzunehmen. Ich sage Ihnen, es war der schönste Augenblick meines Lebens, da ich diesen herrlichen Menschen Abschied nehmend vor Aston stehen sah und ihn dringlich bitten hörte, er möge Angela lieben und schützen; er möge die besten und edelsten Männer in ihre Nähe führen, ob sie nicht einen wähle, der es verstände, ihres Herzens wert zu werden. Ich weinte; Aston tadelte ihn heftig und da alles nichts half, so schlug er Sie vor. Emil billigte es, und wir reisten. Ich hatte sehr gezürnt, als wir zurückkamen und Angela in Schönbrunn alles erzählte — noch mehr zürnte ich aber, da ich Ihre Abreise und Heftigkeit erfuhr. — Alle waren wir gegen Sie, nur Emil nicht und was auch wir alle — Angela war nie im Rate — was auch wir alle über Aufdringlichkeit und über Wegwerfung sagten: er dachte anders und reiste Ihnen nach. — „Wen sie so lange geachtet hat," sagte er, „der verdient nicht, daß man ihn so behandle und ohne weiteres wegwerfe." Und so hat er Sie gesucht, so hat er Sie gefunden — und so ist er nun entschlossen, Ihnen sein Liebstes zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Baum in enger Straße

Baum, er steht in enger Straße,
Sonne bringet kaum herein;
Doch der höchste Zweig am Baume
Ragt ins Sonnenlicht hinein.

Baum, wie ist es dir gelungen
Aus dem Dunkel, aus der Enge,
Hoch zum Licht empor zu wachsen,
Wollt, daß dies mir auch gelänge.

Emma Bogel

men die Abschaffung der Todesstrafe beschlossen worden; probeweise auf fünf Jahre wird suspendiert. Es war einer jugendlichen Labourabgeordneten, als Vertreterin der Antragsteller, vorbehalten, das Ergebnis der Abstimmung dem Plenum mitzuteilen.

Eine Dolmetscherschule

war bisher in der Schweiz einzig in Genf. Nun wird auch in Zürich Berufsausbildung für dies Fach geboten. Das „Freie Lyceum", eine Privatschule, führt Kurse von 2½ Jahren ein, nach deren erfolgreicher Absolvierung ein Diplom erteilt wird. Das 3. und 4. Semester sollen die Kandidaten in England und Frankreich verbringen können. Gründlicher Unterricht in Theorie und Praxis ist vorgesehen. Wir nehmen an, daß die Berufsberatungsstellen nähere Auskunft geben können. E. B.

Die Feldprediger in der Armee

Die Feldprediger in der Armee bilden ein notwendiges und wichtiges Glied in der Kette der geistigen Hilfsaktionen für die Truppe, sowohl zufolge ihrer sonntäglichen Tätigkeit als Prediger, als auch durch ihre fürsorgerischen Bemühungen um das Wohl und Wehe der Wehrmänner im Dienste und auch um dasjenige ihrer Familien zu Hause. „Ueber die Tätigkeit, speziell im Verlaufe des letzten Krieges, kann ich anhand von diesbezüglichen Mitteilungen des Feldpredigers in einem Divisionsstab, Hptm. Epprecht, Folgendes berichten", entnehmen wir einer Studie von Oberst der Sanität a. D. Theodor Brunner, Küsnacht-Zürich, betitelt: „Die psychische Hygiene in der Schweiz. Armee" in „Gesundheit und Wohlfahrt", Nr. 5, 1946. „Darnach kamen die meisten seelsorgerischen Anliegen zum Vorschein im Zusammenhang mit fürsorgerischen Aufgaben, wobei wohl alle Feldprediger zugleich „Fürsorgeoffiziere" waren, oder doch im Sinne solcher wirkten. Für alle persönlichen Anliegen der Wehrmänner waren Sprechstunden eingerichtet, wobei sich aber fast mehr Beziehungen zu den Sorgen und Anliegen der Wehrmänner in „zufälligen" Gesprächen und vor allem im Anschluß an von Feldpredigern gehaltenen Vorträgen und den daran sich anschließenden Diskussionen ergaben. Eine große Zahl von Feldpredigern war in der Sektion „Heer und Haus" tätig, welche Vorträge und Orientierungskurse über militärische, wirtschaftliche und geistige Landesverteidigung veranstaltete, an welchen Feldprediger hervorragenden Anteil nahmen." r.

Alleinsein — in der Ehe!

Es mag Frauen geben, die alles was ihnen das Eheleben an Ereignissen und abwechslungsreicher Geselligkeit bietet nur mit dem Mann zusammen erleben möchten! Ja, selbst die Schönheit der Natur empfinden sie nicht in vollem Maße wenn sie ihre Gefühle nicht einem „Du" mitteilen und ihre Freude nicht teilen können! Sie empfinden es auch als schmerzlich oder zumindest unangenehm, wenn der Mann ab und zu allein ausgeht um mit Freunden zusammenzusitzen und sie kommen sich vernachlässigt oder besser gesagt „verloren" vor. Aber — es ist oft nicht allein nur ein Gefühl der Einsamkeit das sie überfällt, manchmal gesellt sich auch die Enttäuschung dazu nun um das gemeinsame Erlebnis gekommen zu sein, auf das man in einer Ehe glaubt Anspruch erheben zu dürfen! „Wozu ist man schließlich verheiratet, wenn doch jedes wieder eigene Wege geht?" Wenn dann der Mann heimkommt und seine Erlebnisse fröhlich erzählen will, stößt er auf eine Art Ablehnung oder gespielte Gleichgültigkeit. Die Frau ist eben — gekränkt und der Anfang zu Mißverständnissen, zu Mißtrauen und Auflehnung ist bereits gemacht. Abgesehen von wirklichen Uebertreibungen — Frauen, die bei jedem Alleinsein verletzt sind und Männer, die die Frau tatsächlich zu oft allein lassen, — läßt sich anderseits feststellen, daß leider allzuviele Frauen dazu neigen ein paar Stunden des Alleinseins als Zurücksetzung oder „Verlust" zu empfinden! Und doch werden sich kaum jemals zwei Menschen finden, die immer dieselben Interessen haben, da sie verschiedene Veranlagungen besitzen und meist auch verschiedenen Interessenkreisen entstammen. Oft spielt auch noch die Gesundheit eine wesentliche Rolle, sodaß der eine vielleicht Vieles unternehmen und „mitmachen" kann, der andere aber ein mehr gleichmäßiges und weniger strapazöses Leben führen muß! Wie sollte es unter diesen Umständen möglich sein immer alles unter denselben Nenner zu bringen? Mit Rücksicht und Liebe auf beiden Seiten ist selbstverständlich viel möglich und es liegt im Wesen jeder echten Gemeinschaft, zu Gunsten des andern verzichten zu können wenn es not tut. Aber — es bleibt ein Anpassen und mancher feine Mensch der so aus freien Stücken des andern Kamerad ist, hofft im Innersten sehnsüchtig auf den Augenblick oder die Stunde, wo er wieder einmal sich selbst leben und seiner ureigenen Bestimmung folgen darf. Leider aber stellen gerade wir Frauen oft unsere eigenen Bedürfnisse zu sehr in den Hintergrund und verlangen dann vom Mann dasselbe, anstatt daß wir ihm und uns ab und zu die Freude des „Allein-seins" gönnen würden! Wir sollten richtig froh sein über die geschenkte „Frei-zeit, in der wir gerade das tun und treiben können was uns paßt! Es stünde uns weit besser an, aus den freiwilligen und unfreiwilligen Strohwitwenstunden das Beste herauszuholen als uns selbst zu bemitleiden! Wie schön ist es doch einmal eine Liebhaberei auszugraben, zu lesen oder zu stricken, zu basteln oder sonst etwas Nettes zu tun wozu unser eigenes „Talent" uns befähigt. Dem Mann geht es in diesem Moment vielleicht ebenso, sei es nun bei sportlicher Betätigung, beim Kegeln oder Jassen! Nur sollten wir ihm jedesmal wenn er sich vor uns wegbegibt noch das Schönste mit auf den Weg geben, — nämlich das Gefühl, daß wir ihn verstehen und ihm seine Abwesenheit nicht verübeln. Dann kann auch er einige Stunden in einer andern Umgebung Anregungen oder Entspannung finden und wird so erst recht ermessen, was er an seinem Heim und seiner verständnisvollen Frau besitzt. Aber auch die Frau geht aus solchen Stunden höchstens reicher hervor und gewinnt aus dieser „Distanz" wieder den rechten „Blick" für ihre Ehe, die so niemals in der täglichen Gewohnheit verflachen kann! Renate.

Die Frau und die Kriegskosten

Die eidgenössische Finanzreform bezweckt in erster Linie einen Teil der durch den Krieg ins Enorme gewachsenen Bundesschulden durch die gegenwärtige und die folgende Generation abzutragen. Der Kampf zwischen den Interessentengruppen geht um die Frage, wer den Hauptteil beizusteuern hat, der Ueberfluß (Besitz und große Einkommen) oder (durch indirekte Steuern) der Konsument, die breite Masse. Die Frau, die bei ihren täglichen Besorgungen im Laden, bald 2 oder 4 Rappen auf jede Kleinigkeit, einige Franken und Rappen auf größere notwendige Anschaffungen abzuladen gezwungen wird, merkt nicht immer, daß sie es ist, die aus ihrem Haushaltungsgeld einen wesentlichen Teil der Kriegskosten bezahlt. In den Zeiten der Hochkonjunktur, in denen man den Batzen und Rappen nicht so beachtet, werden die Wustrappen weniger als Belastung denn als unangenehme Belästigung aufgefaßt. Sollten aber die Bestrebungen einzelner Kreise, die Konjunktur abzubrosseln, gelingen, sollten das Einkommen allgemein und damit auch das Haushaltungsgeld kleiner werden, dann wird auch die Hausfrau die immerwährenden Wustrappen als drückend empfinden. Dann wird die Frau merken, daß man ihr die Abtragung der Kriegskosten in der Hauptsache aufgebürdet hat. Dann wird es die Frau doppelt empfinden, daß ihr das Mitspracherecht bei der Bestimmung der öffentlichen Lasten vorenthalten wird. Denn es ist unwahrscheinlich, daß die Frauen der Verankerung der Wertzuwachssteuer in der Finanzreform ihre Zustimmung geben würden. E. Gg.

Begegnung mit dem „Schönen" in der Welt . . .

Jemand hat das Radio aufgedreht. Eine unsympathische Männerstimme füllt den Raum, und es röchelt mich trotz der warmen Frühlingssonne, die durch die weit offenen Fenster eindringen kann. Die übrigen Anwesenden scheinen sich aber behaglich zu fühlen, ja sie lauschen mit sichtlichem Vergnügen. Da wage ich nur ganz heimlich im Vorübergehen an dem Knopf auf der Seite des braunen Kastens eine leise Drehung, — und, oh Wunder der Technik, eine warme lockende Stimme ist plötzlich zum Leben erwacht. Die Augen geschlossen, sauge ich die Töne in mich ein, genieße die Wärme, die Sonne und — den Frühling! Da, — erschreckt öffne ich die Augen wieder, es ist wohl eine Störung? Ein paar knochige feste Finger drehen am Knopf und die Stimme, die schöne, wunderbare Stimme ist weg, dafür martern scheußlich gequetschte Töne mein Ohr... Ich schließe die Augen, aber diesmal um der Gegenwart zu entfliehen, um mit dem innern Ohr zu lauschen, weit zurück in einen hohen Saal mit vielen Menschen und einer Stimme, die ich als junges Mädchen einmal sehr liebte . . . Heute muß ich fast ein wenig lächeln. Wie konnte ich nur, es war doch ein — recht mittelmäßiger Gesang, und jetzt liebe ich etwas ganz anderes, Tiefes, Warmes und Ruhiges. Aber ich muß gar nicht so weit zurückinnen. War ich nicht vor Wochen in einem Konzert, das mich selbst beglückte, während sich meine Freundin, mit der ich mich „ein Herz und eine Seele" wähnte, zu langweilen schien? Es ist schon so: Die Kunst und das Schöne lebt nicht durch sich allein, es ist das, was die Menschen in ihm sehen und empfinden. Ein Kunstwerk wird erst zum Erlebnis durch den tiefern Sinn, den wir ihm selbst geben, durch den Wiederhall, den es in unserer Seele findet. Wie seltsam, daß es Menschen gibt, die das Schöne in ihrem Leben nie allein genießen möchten, sondern immer jemanden haben müssen, der ihre Begeisterung teilen soll. Ihre Selbsttäuschung wird sie leider nicht vor der Ent-Täuschung bewahren, aber vielleicht doch einmal zu der Erkenntnis führen, daß das Genießen und Erkennen des Schönen, Edlen und Guten, des Künstlerischen und Gottverwandten ein einsames Erlebnis ist. Unzählige wissen das. Sie wandern, reisen, hören und lesen zuweilen allein, und ihre Seele empfing das Glück und die Gnade des „schönen Erlebnisses". Was für den einen Musik, ist für den andern Geschrei! Was den einen in hellem Entzücken in den Süden treibt im Frühling, lockt andere in die Berge. Dieselbe Sonne, dieselben Töne und dieselben Farben und Stimmungen der Natur! Man sollte nicht darüber traurig sein, daß es so ist, sondern glücklich, weil es so jedem Wesen vergönnt ist, sich seine Welt des Schönen selbst zu wählen und zu finden. A. Sp.

Es war nur ein freundliches Wort . . .

Winzerfest in Lugano! Ein selten schöner Sonnentag! Ich saß am See. Um mich her wogte eine auf fröhliche Stunden eingestellte Menschenmenge. „Chaufet Sie mir bitte au es Blüemli ab" und schon reicht mir ein Kinderhändchen violette Bergblümchen hin. Das Mädchen mochte 5 Jahre zählen, war ärmlich aber sauber gekleidet und steckte in viel zu großen Schuhen. Ich hatte zwei Gepäckstücke und wollte mit dem Abendauto in den Malcantone hinauffahren. Wahrlich, Blumen waren mir im Augenblick nicht willkommen, drum leate ich nur ein Geldstück in des Kindes Hand. Fünf Minuten mochten so vergangen sein; um mich das jubelnde, farbenfrohe, lebensfreudige Volk, vor meiner Seele ein auf sich selbst gestelltes, in der Masse untergegangenes Kind. Wer mochten die Eltern sein, die es schon auf Verdienst ausschickten? Bitterkeit erfaßte mich über sie und ich begriff plötzlich nicht, daß ich die Kleine allein hatte weiterziehen lassen. Ich vertrug die Fröhlichkeit nicht mehr und machte mich auf die Suche nach der winzigen Verkäuferin. — Vergeblich! — So schlich ich mehr als ich ging hinauf zum Bahnhof. Eine Stunde mochte ich dort auf der Bank gesessen haben, da — „Darf ich jetz es Chrömli kaufe?" War das nicht die Kinderstimme von heute mittag? „Mr wänn zerscht d'Batzeli zelle und wänns längt, dänn darfsch es Weggli chaufe, wännd Hunger hescht" erwiderte eine mir den Rücken zukehrende Frau, die ich so dreißig Jahre schätzte. Ich erkannte die Kleine sofort wieder. Nun ging ich. Vorwürfe im Herzen und schon halb auf der Junge auf die Frau zu und sah — in ein bis fast zur Unkenntlichkeit entstelltes krankes Gesicht. Die Worte blieben mir im Halse stecken, und ich konnte der Frau vorerst in grenzenlosem Mitleid nur stumm die Hand drücken. Ich brauchte mein Anliegen nicht erst vorzubringen, es war, als ob sie mich auch so verstanden hätte. — „Ich danke Ihnen, daß Sie mir so freundlich die Hand geben", dann zog sie ein ärztliches Attest aus der Tasche, um mir zu beweisen, daß ihre Krankheit nicht ansteckend sei. Hierauf erzählte sie mir aus ihrem Leben, das auch einmal glücklich war, bis die Krankheit gekommen und Ihr Mann sie drum verlassen. Der Arzt habe ihr ein südliches Klima angeraten und mit Sammeln von Beeren und Blumen auch mit dem Aufziehen von Kleintier, suche sie sich und ihr Kind, das ihr ganzes Glück sei, rechtschaffen durchzubringen. Sie bekomme auch eine kleine Unterstützung von ihrer Heimatgemeinde und es gehe ganz gut. „Daß ich die Freude der Menschen durch meine Gegenwart nicht störe oder trübe, drum schicke ich mein Kind zum verkaufen; nicht wahr, das begreifen Sie jetzt? Ich gehe aber hinter den Häusern hindurch, was in Lugano besonders gut geht, und habe so die Kleine immer im Auge." Was für eine Größe trat mir in dieser Frau entgegen! Ich bin überzeugt, diese Frau hätte im umgekehrten Fall ihren Mann mit Arbeit und Liebe durchs Leid hindurch getragen, kraft, wie ich spürte, ihres Glaubens. Er aber hat es über sich gebracht, sie in ihrer Not sich selbst zu überlassen. Ich erinnere mich noch, wie sie mir bei unserer Trennung sagte: „Die Menschen meiden mich um meines Aussehens willen; Sie haben mir die Hand gedrückt ohne Furcht und freundliche Worte mit mir geredet, Sie glauben nicht, wie wohl das tut und wie froh es mich macht."

Viele Jahre sind seither vergangen. Einmal nach einer Weihnacht kam mein Päckli zurück: Adressatin gestorben. Nun war sie erlöst, die tapfere Dulderin. Wirklich erlöst! Denn — wer kann sagen, ob ihr Kind, erwachsen geworden, eines Tages den Anblick seiner Mutter auch nicht mehr ertragen hätte? Ich fürchtete immer darum! Mir aber tönts noch heute in den Ohren nach: „Sie haben freundliche Worte mit mir geredet —". Möchten wir beim Anblick von Leid und Not mit solchen nie sparsam umgehen und uns täglich leise das Sprüchlein vorsagen:

„Es kostet dich wenig zu geben
Blick, Lächeln und helfende Hand.
Doch öde und kalt ist dein Leben,
Wenn keiner dein Lieben empfand."

H. Benz

Lyceumclub Zürich

Am Montag vor Ostern brachte die Musiksektion wie üblich ein geistliches Konzert mit Gesängen von Bach und Dvorsak. Die Mezzosopranistin Elsy Müller-Bally verfügt über eine beglückend gesunde Stimme, die in allen Lagen mühelos anspricht. Ihre Textbehandlung ist tadellos. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Hörer andächtig bewegt, von gläubiger Zuversicht erfüllt, in den Alltag entlassen wurden. Die Violinistin Ruth Hermann spielte mit Doris Schwarz-Hüßy, welche auch die Gesänge trefflich begleitete, die schöne e-moll Sonate von Mozart. Inniges Sich-Versenken in den Geist der Tondichtung ist das Merkmal dieser Geigerin. — Im Cyclus „Große Werke der Weltliteratur" sprach Alfred Günther, Lektor der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart. „Der junge Shakespeare" lautete sein Thema. In seltener Vollkommenheit stellte er zusammen, was irgend an historischen Notizen, Dokumenten, Unterschriften usw. beigebracht werden kann. Man freute sich nicht nur der gelehrten Gründlichkeit, die sich keine gewagten Seitensprünge erlaubt, man freute sich auch darüber, daß endlich die Grenzen fallen, die bis jetzt den Austausch geistiger Güter verhinderten.

Einen hübschen Lieder- und Duettenabend veranstalteten zwei Sängerinnen. Esther Semisch und Marthe Deininger-Guise aus dem Lyceum Basel. So verschieden die beiden Künstlerinnen geartet sind, Esther Semischs ungemein heller Sopran gefällt sich in Canzonetten von Rossini und Schweizer Dialekt-Liedern von Niggli und Flury, während der dunkle Alt von Marthe Deininger ganz anders geartete — französische — Gesänge von Martin und Doret dazwischen streut —, trotz ihrer stimmlich und stilistischen Verschiedenart also ist ihr Duettgesang so vollkommen, daß man mehr davon hätte haben mögen. Daß sie sich Hans Hubers annahmen, verdient besonderes Lob. Am Flügel begleitete mit Bravour Käthe Möller. — „Wien, wie es war . . ." lautete die Devise des diesjährigen Plauder- und Klavierabends der Wiener Künstlerin Dr. Ludmilla Holzer-Lentner. Beschwingte Tanz- und Marschrhythmen, das Wien Schuberts, das gemütvolle, in aller Bescheidenheit fröhliche Bürgertum, der glänzende Ballsaal des „Mohrenkopfs" Strauß, (wie ihn die Wiener nannten), das Nebeneinander und sich vermischen der Klänge, der einsame, vornehme Salon, wie ihn Sauers „Spieluhr" schildert, alles wurde lebendig, in der poetischen Sprache sowohl, wie im virtuos behandelten Klavier. Spräche nur nicht letzten Endes aus den liebevoll ausgemalten Situationen und den Klängen von Lebenslust die tiefe Trauer des Wörtchens: „. . . es war." Anna Roner

Nachrichten aus Holland

Am 6. September wird es ein halbes Jahrhundert her sein, daß Königin Wilhelmina den Thron bestieg. Die Königin hat den Wunsch geäußert, daß man die Jubiläumsfeierlichkeiten sehr beschränken möge, was bei der Armut des Landes und den zahllosen Schwierigkeiten mit welchen noch immer gekämpft wird, nur verständlich ist. Immerhin haben die Frauen gemeint, daß es eine richtige Huldigung sei, wenn man der Königin zu Ehren in einer Ausstellung die großen Unterschiede zeigen würde, welche auf jedem Gebiet der sozialen, beruflichen und rechtlichen Stellung der Frau, damals herrschten und wie es jetzt ist. Somit wird vom 18. August bis 29. September in der geräumigen Houtrusthalle im Haag „de Nederlandsche Vrouw 1898 bis 1948" zeigen wie es war und wurde. Die Prinzessin ist Ehrenvorsitzende, Vorsitzende ist Frau E. van den Bosch-de Jongh, Gemeinderatsmitglied im Haag

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

---

beschränkten Kenntnisse der englischen Sprache. Wie fröhlich waren wir auf unsern Reisen, und dann in Washington, wo parallel zu dem Internationalen Arbeiterkongreß der Männer auch die Frauen einen solchen aufgezogen hatten, dem auch wir als Zuhörerinnen beiwohnen durften: Else Spiller, die große Frau, Fräulein Wild, ihre initiative junge Sekretärin, und ich, die kleine Krankenschwester aus der Schweiz! Nie hat uns Else Spiller den Unterschied spüren lassen. Das ist mir erst später so recht zum Bewußtsein gekommen.

Ganze 19 Jahre vergingen, bis mein Weg mich wieder mit der Frau in direkten Kontakt brachte, der ich mich heute und Zeit meines Lebens in tiefer Dankbarkeit und Verehrung verbunden fühle.

Es war im Herbst 1938, in den Tagen der Münchner-Konferenz. Neue Kriegsgefahr lag in der Luft, und wir Frauen wollten nicht unvorbereitet sein, wenn neuerdings ein Krieg ausbrechen sollte. Was war selbstverständlicher, als daß wir Jüngeren uns an Frau Dr. Züblin-Spiller wandten mit der Bitte, uns aus ihren Erfahrungen erzählen, und sie um Rat und Mithilfe zu fragen. Sie war sofort und freudig dazu bereit, und es fanden Besprechungen im kleinen Kreise statt, die den Grundstein legten zum späteren Frauenhilfsdienst. Dessen mit viel Schwierigkeiten verbundenes Entstehen haben wir an anderer Stelle festgehalten. Wichtig ist es hier zu erwähnen, daß erst durch das energische und ganz persönliche Eingreifen von Frau Dr. Züblin Ende Dezember 1939 die Armeeleitung sich veranlaßt fühlte, mit den Schweizerfrauen Fühlung zu nehmen, die sich, gestützt auf den Aufruf des Bundesrates vom 3. April 1939 zu Tausenden zu den freiwilligen Hilfsdiensten gemeldet hatten. Es brauchte Mut und Ueberzeugungskraft, wohl hie und da auch einmal etwas Rücksichtslosigkeit um das zu erreichen, was eben nur Else Züblin-Spiller erreichen konnte. Sie, die Schöpferin der Soldatenstuben und der Wehrmännerfürsorge konnte es nicht ertragen, daß während der zweiten Mobilisationszeit eine ungeheure Kräftereserve und Hilfsbereitschaft Monate lang unbenützt blieb, nur weil „von oben" die Frauen immer wieder auf kommende Befehle vertröstet, und ihre eigene Initiative unterbunden wurde. Oft sprach sie von dem, von ihr so sehr verehrten frühern Generalstabschef, Herrn Oberst von Sprecher-Bernegg, und von seinem weisen Rat: „Frageß Sie nid z'viel!" So hat sie denn im Dezember 1939 auch nicht gefragt, weder ihre Mitarbeiterinnen, noch die Armeeleitung, ob ihr Besuch im Hauptquartier gerne gesehen werde. Sie hat ihn angemeldet, und der Erfolg war, daß Mitte Januar 1940 der Generalstabschef einen hohen Offizier an eine Sitzung der kantonalen Präsidentinnen des FHD. abgeordnet, und am 16. Februar 1940 General Guisan „Richtlinien für die Organisation des Frauenhilfsdienstes" unterzeichnet hat. Als Chef der neugegründeten Sektion FHD. im Armeestab wurde Herr Oberstdivisionär von Muralt ernannt, und Frau Dr. Züblin wurde gebeten, 10 Frauen aus den verschiedenen Landesteilen vorzuschlagen, welche das Zentralkomitee des militärischen Frauenhilfsdienstes (in spätern Jahren die Eidg. FHD.-Kommission) bilden konnten. So war die Möglichkeit geschaffen, Frauen in die Schweizerische Armee eingliedern zu können. In der Folge erwies sich die Entwicklung des FHD. als sehr verschieden von dem, was Frau Dr. Züblin von ihr erhofft hatte. Sie hat in ihrem Leben viel Schweres erlebt. Während des zweiten Weltkrieges gehörten zum Schwersten und Bittersten die Enttäuschung, die sie bei der Gründung des FHD. erleben mußte. Sie, die kluge, erfahrene und führende Praktikerin, die so gewohnt war, mit Vertretern der Armee zu verkehren, und die im ersten Weltkrieg so viele sichtbare Beweise ihres Verständnisses für die Wehrmänner geleistet hatte, konnte es nur schwer verwinden, daß ihre und anderer Frauen Vorschläge nicht nur nicht angenommen, sondern oft lächerlich gemacht wurden. Sie ist dann aus dem Zentralkomitee des militärischen FHD. ausgetreten; aber ohne Verbitterung hat sie sich gefreut, daß in den spätern Kriegsjahren doch manche von den Postulaten der Frauen verwirklicht wurden, die man zu Beginn für überflüssig befunden hatte. Viele Umwege und Irrtümer hätten vermieden werden können, wenn Frau Dr. Züblins Ratschläge frühzeitig befolgt worden wären!

Auch bei der Gründung des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes, dessen erste Präsidentin sie wurde, ging nicht alles ganz nach ihrem Wunsch. An einer denkwürdigen Sitzung auf dem Eidg. Kriegsfürsorgeamt prallten ihre und die Meinung einer jüngern Mitarbeiterin hart aufeinander in Bezug auf die Organisation des Zivilen Frauenhilfsdienstes auf schweizerischer Basis. Nie ist zwischen den beiden Frauen jene Sitzung wieder erwähnt worden. Aber ist es nicht bezeichnend für Frau Dr. Züblins innere Größe und Stärke, daß jener Zusammenstoß zum Grundstein einer tiefen Freundschaft zwischen den zwei Frauen geworden ist? Frau Dr. Züblin mußte während des zweiten Weltkrieges auf manches verzichten; aber ihre große Seele überwand alle Bitterkeit, und anstatt die Jungen zu kritisieren und sie zu beneiden, half sie ihnen wo immer sie konnte. Nie können wir ihr genug dafür danken. Von Jahr zu Jahr wurde ihr Herz weiter und gütiger. Je größer und anspruchsvoller ihre Werke wurden, desto mehr prägte sich neben aller Klarheit des Willens und bei aller Bestimmtheit ihrer Anordnungen ihre Mütterlichkeit aus. Manch schwierige Sitzung hat sie meisterhaft geleitet oder beeinflußt, meisterhaft deshalb, weil auch da, wo Vorwürfe nicht immer vermieden werden konnten, unfehlbar nachher das gütige Wort zur Rehabilitierung ausgesprochen wurde.

Die große Familie des Volksdienstes hat ihre Mutter verloren, und auch wir andern Frauen fühlen uns verwaist. Wir wollen unsere liebe Frau Dr. Züblin aber nicht als Tote beweinen, sondern wir wollen sie als Vollendete in uns weiterleben lassen. Vielen hat sie Vertrauen, und dadurch ungeahnte Kräfte geschenkt. Daß wir uns dieses Geschenkes würdig erweisen, das sei unser Dank.

Zürich, 18. April 1948.

Gertrud Haemmerli-Schindler

36 000 Fürsorgefälle verschafften einen ersten Einblick in die Verhältnisse und vielfache Not der Wehrmannsfamilien, über 5 Millionen Franken an Unterstützungsgeldern sind vom „Soldatenwohl" für die Wehrmannsfürsorge ausbezahlt worden. Schritte beim Bundesrat zur Aenderung der Bemessung der Wehrmannsunterstützung führten zu neuen gerechteren Vorschriften, und so dürfte auch in dieser großen Sozialaufgabe Else Spillers mutiges Vorgehen im ersten Weltkrieg schrittmachend gewirkt haben für die Regelung dieser Fragen durch die Lohnausgleichskasse im zweiten Weltkrieg, welche so viel zur Hebung der Dienstfreudigkeit der Armee durch die Milderung der materiellen Sorgen beigetragen hat.

Neben all dieser Arbeit ging die Fürsorge in der Beschäftigung kranker Soldaten, kamen die aufreibenden Zeiten des Generalstreiks, der Grippe-Epidemie, wo statt Kantinen Spitäler eingerichtet, statt Soldaten bewirtet, Kranke und Sterbende gepflegt werden mußten. Wir alle, welche im ersten Weltkrieg mitten in der Arbeit standen, die wir im zweiten dann schon zum größten Teil auf junge Schultern legen durften, wissen noch zu gut, in welchem großen Ausmaß das Soldatenwohl überall durch seine große Erfahrung im Organisieren einer Sache dazu beigetragen hat, daß nicht an vielen Orten der großen Aufgabe gegenüber eine hilflose Panik ausgebrochen ist. Das Vertrauen, das überall dem Soldatenwohl entgegengebracht wurde, wirkte sich überall für die Lösung der kriegsbedingten Aufgaben für die Frauen günstiger aus.

Im Ganzen hat die von Else Spiller ins Leben gerufene „Wehrmannsfürsorge" in den Jahren 1916 bis 1920 Unterstützungen ausbezahlt im Werte von rund 4½ Millionen Franken.

So wie aus der „Frauenspende" die „Nationalspende" entstanden ist, so ist aus der „Wehrmannsfürsorge" Else Spillers die heute von der Armee übernommene Soldatenfürsorge herausgewachsen, und von ihr als selbstverständliche soziale Verpflichtung des ganzen Volkes an seine Wehrmänner übernommen worden. So wächst das Eine aus dem Andern, das Große aus dem Kleinen, aber es braucht den „Rufer in der Wüste", und ein solcher Rufer war ihr ganzes Leben lang Else Spiller.

3. Schweizer Verband Volksdienst

Mit der Beendigung des Krieges im November 1918 fiel die Arbeit der meisten Soldatenstuben dahin. Die Leitung des „Soldatenwohl" und ihre Mitarbeiter überlegten, in welcher Weise eine Weiterführung der Arbeit wohl möglich wäre, da die Idee der alkoholfreien Soldatenstuben in der Form von Arbeiterstuben ins zivile Leben einzugliedern nahe lag.

Bei dem Versuch, die Industrie für das Postulat einer besseren Verpflegung der Arbeiterschaft zu gewinnen, kamen die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Nachtkriegszeit zu Hilfe: Teuerung, Lebensmittelverknappung, Erschöpfung etwaiger Ersparnisse. Diskrepanz zwischen Lohnerhöhungen und den tatsächlichen Verhältnissen, und der Umstand, daß durch die langen Dienste doch an vielen Orten vermehrte Armut und Not Einzug gehalten hatte, ließ auch die Landesbehörden auf die Situation aufmerksam werden, so daß sie die Industrie aufforderten, Maßnahmen für bessere Verpflegung und vermehrte Fürsorge für ihre Belegschaften zu ergreifen.

Die Industrie hatte ein offenes Ohr für diese neuen Aufgaben, und Else Spiller arbeitete intensiv. Mit ihren Vorschlägen an die Industrie fußte sie auf ihren im Ausland, besonders in England und Amerika gemachten Erfahrungen. In einer damals vertraulich an die Industrie versandten Broschüre, sagt sie u. a.: „Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter sind eine Pflicht der Unternehmer, die keine Dankbarkeiten erwarten sollen", und weiter: „Co-operation — Zusammenarbeit! Das ist das große Losungswort im Gesellschaftsleben, in der Industrie, in der Gemeinnützigkeit. — Nicht dadurch kann geholfen werden, daß einzelne Industrien gute Arbeitsbedingungen schaffen, und für ihre Leute weitgehend sorgen, sondern es muß soweit kommen, daß die allgemeine Lebensauffassung die Gerechtigkeit für den Arbeiter in sich schließt, daß jeder wackere Mann genug für sich und seine Familie verdient und daß Firmen, welche nicht für ihre Arbeiter sorgen, der allgemeinen Mißachtung preisgegeben werden."

Das war das Leitmotiv, das durch die ganze fernere Arbeit Else Spillers ging, der Grundgedanke, auf welchem sie Hand in Hand mit zuerst nur wenigen Großindustriellen das große sozialpolitische Werk des „Volksdienst" aufbaute. 1918 wurde in der Firma Gebrüder Bühler in Uzwil die erste Arbeiterstube eröffnet, aus der sich das heute so schöne Wohlfahrtshaus entwickelt hat, welches für Else Züblin als erstgeborenes Kind des Volksdienst immer „ihres herzensliebstes Kind" geblieben ist, durfte sie doch dort alle ihre geplanten Neuerungen je und je ausprobieren, die Selbstbedienung, die Fabrikfürsorge u. a. m. Bis 1920 hatte die Industrie der fortan unter dem Namen „Schweizer Verband Volksdienst, Soldatenwohl" arbeitenden Organisation bereits die Führung von 29 Betrieben anvertraut. Eine Reihe der im Soldatenwohl ausgebildeten Soldatenmütter stellten sich für die neue Aufgabe als Leiterinnen zur Verfügung. Heute steht ein Mitarbeiter- und Angestelltenstab von 1465 Menschen, zur großen Mehrzahl Frauen im Dienste des „Volksdienst" in 143 Betrieben, Kantinen, Ferienlagern, im Studentenheim und vorübergehenden Verpflegungsstätten bei größeren Bauunternehmen und in 24 ständigen Soldatenstuben. Die Uebernahme der Militärkantine Kloten war eine der letzten großen Freuden der Verstorbenen. Die alkoholfreie Durchführung aller Betriebe ist überall eingehalten worden, eine besondere Befriedigung für Else Züblin bedeutete die Anerkennung dieses Prinzips für das Studentenheim der ETH. Zürich. Viel wäre noch zu sagen über das Werden und Wachsen des „Volksdienstes" mit seinem heutigen Jahresumsatz von über 19 Millionen, mit seinen erzieherischen Bemühungen um die Heranbildung und ständige Vertiefung der Ausbildung der Mitarbeiter; von den allen unvergeßlichen Personalkonferenzen auf dem Bürgenstock und der ganzen sozialen Bedeutung, welche er für Arbeitgeber und Arbeitnehmer hat.

Wohl mag es da und dort bei den Verhandlungen „hart auf hart" zugegangen sein. Aber Else Züblin, die von sich sagen durfte, sie habe sich nie vor einem Menschen gefürchtet, hatte den Mut, wo es nötig war, fest aufzutreten, weil sie nie an sich, ihre Person, ihre eigene Geltung dachte, bescheiden war und nur die große Aufgabe vertrat, in deren Dienst sie stand. Sie schreckte nicht davor zurück, der Leitung eines Unternehmens ruhig ins Gesicht zu sagen, sie habe sich für sie geschämt, als sie die Zustände in einer Kantine einer gewissen Filiale ihrer Firma zufällig gesehen habe — und dann war es sicher, daß es besser wurde. Sie gab nie nach, wo es um die Idee ging, das war ihre Größe; sie gab nach, war weich, gütig im menschlichen Verkehr, aber für die Idee kämpfte sie bis zum Aeußersten, stand sie doch nicht für sich da, sondern für die, welche ihrer bedurften, sie war eine Treuhänderin Gottes auf Erden und ihr Leitstern war die Liebe.

Für das, was sie für die geistige und leibliche Gesundheit unseres Volkes getan hat, verlieh ihr die medizinische Fakultät der Universität 1941 bei Anlaß ihres 60. Geburtstages, den Dr. h. c. eine Ehrung, die weiten Kreisen bewies, wie sehr die Arbeit Else Züblins gewürdigt worden ist.

Die Persönlichkeit

Alles Vorhergesagte, die Schilderung ihrer Arbeit, ihrer Erfolge, ihrer Treue zum begonnenen Werk lassen uns ahnen, daß das Geheimnis eines solch großen Lebenswerkes irgendwo verankert liegen muß. Und es wäre wirklich falsch und ginge an der Hauptsache vorbei, wenn wir uns mit der Schilderung dessen begnügen sollten, was Else Spiller getan hat, und nicht in ganz besonderer Dankbarkeit dessen zu gedenken, was sie gewesen ist. Wenn wir uns über die Kräfte klar werden wollen, welche Else Züblin zu ihrem großen Lebenswerk befähigten, so sehen wir, daß diese geistigen Kräfte in einer glücklichen Synthese verschiedener Charaktereigenschaften begründet waren, wie sie dermaßen selten in einer und derselben Persönlichkeit zu finden sind. Da ist vor allem die Kombination einer ungesunden Intelligenz, einer klaren, durch keine Vorurteile getrübten Urteilskraft, einer seltenen Menschenkenntnis und Einfühlung in andere — verbunden mit einer all ihre Arbeit, und ihr ganzes Sein immer wieder durchstrahlenden Herzensgüte. Die Liebe zu den Menschen war das Grundelement ihres Wesens, und wie alle wahre Liebe, alles aus dieser Liebe herauswirkende Tun aus Gott stammt, so war auch das tiefste Geheimnis ihres Seins, ihre Gottverbundenheit, aus der ihr immer wieder das nötige Wissen um ihre Aufgaben, und die nötigen Kräfte zu deren Erfüllung zuströmten.

Dieses Erkennen, Erfüllen einer Notwendigkeit, diese Fähigkeit Menschen zu beurteilen auf ihren Charakter, ihre Fähigkeiten hin, war mehr als nur ein Fingerspitzengefühl, es war wie eine Intuition, die sie, gleichsam durch eine höhere Macht geführt, so oft das Richtige erkennen ließ, wo andere noch ratlos umhertasteten, um den Weg zu suchen. Intuitiv war auch ihre Suggestionskraft, mit der sie andere für eine Aufgabe zu begeistern, und bei ihr festzuhalten wußte. Das beweist der treue Stab langjähriger Mitarbeiter, von denen der letzte alles für den S. V. tun würde.

Else Züblin war nie sentimental, sie war eine Realpolitikerin im besten Sinn des Wortes. Sie erreichte das Mögliche, was erreichbar war, erkannte aber auch die Grenzen des Möglichen. Sie ließ sich leiten durch ihre große, mütterliche, fürsorgende Liebe für alle jene, die beschützt, die bewahrt und geführt werden, oder die durch ihr Schicksal auf der Schattenseite des Lebens kämpfen mußten. In dieser Liebe hat sich diese Frau in den großen Linien ihres Lebens und den kleinen Verpflichtungen ihres Alltags verströmt. Ihren Angehörigen war sie in zärtlicher Liebe und Fürsorge verbunden, mit ihrem Gatten lebte sie seit 1920 in einer überaus glücklichen Ehe und fand im seiner feinen, ruhigen, abgeklärten und verständnisvollen Art immer wieder den Ruhepol, dessen ihr lebhaftes, stets in Aktivität sich bewegendes Temperament bedurfte. Aber trotz aller Arbeit: niemals hatte man das Gefühl, Else Züblin sei in einer Hetze, habe keine Zeit. Sie, die so viel geleistet hatte, hatte immer Zeit, für jeden Anruf für jede Auskunft, für jede vertrauliche Besprechung. Im Mittelpunkt aller Arbeit stand der Mensch. Wo ein Mensch ihrer bedurfte, war sie da für ihn. Die gleiche gütige Einstellung verband sie auch mit den Tieren, und wir würden einen für sie bezeichnenden Charakterzug unterschlagen, würden wir ihre große Liebe zu allen Kreaturen nicht erwähnen.

Für sich verlangte sie nichts. Sie freute sich des Verkehrs mit hochstehenden und bedeutenden Menschen, sie hielt eine gute Kameradschaft mit den Führern der Armee, aber sie freute sich mit ganzem Herzen noch viel mehr jeder Anerkennung, die ihr spontan aus dem Kreis der Soldaten oder der Arbeiter zuteil wurde. Wie z. B. jenes Ständchen bei strömendem Regen vor dem Soldatenhaus auf dem Monte Ceneri, das ein junger Offizier ihr einmal mit seinen Soldaten darbrachte, oder jene Mutterbriefe, in welchen ihr einfache Frauen für ihre Arbeit gedankt haben.

Ein typischer Zug ihres Wesens war ihre Treue all denen gegenüber, die einmal gut gewesen waren zu ihr, besonders in jenen Zeiten, da ihr Lebenskampf noch hart und mit der Verantwortung für andere schwer belastet war. Güte vergaß sie nie, um so rascher dafür unangenehme Auseinandersetzungen oder Erfahrungen. Sie war eine richtige Sonnennatur, und als Leitspruch ihres Lebens galt ihr das Wort: „Ich weiß, daß Er für mich sorget." In diesem Sinn legte sie alles, was ihre eigene Person betraf in Gottes Hand, als dessen Kind sie sich fühlte.

Hatte sie eine Aufgabe, ein Ziel als richtig erkannt, so war ihr, um es zu erreichen, keine Mühe, keine Anstrengung zu groß, und mit äußerster Hartnäckigkeit kämpfte sie um den Erfolg. Militär und Industrie wissen um diese hartnäckige Energie, die nicht nachgab, bis die Sache so organisiert wurde, wie sie es durchdacht und als richtig erkannt hatte. Diesen Charakterzug hat ihr in den ersten Zeiten, ihrer Arbeit wohl da und dort das Urteil eingetragen, sie sei eine „Draufgängerin", eine „eigensinnige oder diktatorische Frau", welche aus weiblicher Herrschsucht so auftrete. Wir Alten erinnern uns gut an diese Vorurteile, welche die ersten Unternehmungen der damaligen Else Spiller auslösten. Aber sie verschwanden bald, denn jeder einsichtig und gerecht denkende Mensch erkannte an den Resultaten, daß die kluge Frau auf dem richtigen Wege war. Und heute fragen wir: Wie wäre es möglich gewesen, eine solche Arbeit durchzusetzen, die Einsicht in ihre Notwendigkeit so in weitesten Kreisen zu verbreiten, und die praktischen Wege zur Erfüllung zu finden, wenn diese Frau anders gewesen wäre, als sie gewesen ist?

In der gemeinsamen Arbeit schenkte sie Vertrauen, gewährte den Jungen Entwicklungsfreiheit und Bewährungsmöglichkeit. Bei Versagenden übte sie Geduld, versuchte es mit Versetzung auf einen anderen Posten, gab neue Chancen. Wo sie tadeln, eingreifen, widersprechen mußte, geschah es gründlich, auch bei Meinungsverschiedenheiten in Diskussionen in den vielen Organisationen, die ihre Mitarbeit gesucht haben. Aber nach der schärfsten und erregtesten Auseinandersetzung wußte sie durch ein gütiges oder humorvolles Wort eine vergiftete Atmosphäre zu „putzen". Aufbrausereien, Demissionen, die unter dem Eindruck von Mißverständnissen, oder aus Empfindlichkeit bei ihr eingereicht wurden, ignorierte sie. Auf ein aus solcher Stimmung bei ihr eingegangenes Demissionsschreiben aus einem Vorstand antwortete sie z. B. einfach nicht. Lange nachher sagte sie der Betreffenden einmal ganz beiläufig: „Nicht wahr, Sie sind doch froh, daß ich Ihren Brief damals einfach nicht erhalten — d. h. in den Papierkorb spediert habe?" Und wenn im Vorstand des S. V. Rücktrittsabsichten laut wurden, pflegte sie zu sagen: „Bei uns demissioniert man nicht, bei uns stirbt man nur!"

Die eigene Größe ihres Charakters, der Zug selber, so gut Kritik zu ertragen, über Meinungsverschiedenheiten keine tieferen Mißverständnisse entstehen zu lassen, gestattete ihr, ganz anders geartete, aber auch starke Persönlichkeiten neben sich wirken zu lassen, ihre Selbständigkeit zu wahren und zu respektieren, auch wo sie andere Wege gingen, als sie selber gewählt hätte. Intuitiv richtig geführt, übertrug sie ihnen Aufgaben zur selbständigen Erledigung, zur Förderung ihrer eigenen Persönlichkeit. Gerechtigkeit gegen alle, war ihrem geraden, ehrlichen Wesen ein Grundbegriff, und keine Mühe, kein Opfer an Zeit waren ihr zu groß um eine Situation restlos abzuklären und dem Satisfaktion zu geben, dem Unrecht geschehen war. Drei Dinge gab es, gegen welche Else Züblin scharf werden konnte: Schludrige Dienstauffassung, geistig-intellektueller Hochmut und Mangel an Loyalität in irgend welcher Form. Diese Einstellung entsprach absolut der Natürlichkeit, der Unverbogenheit und der Geradheit ihres Charakters.

In der Zusammenarbeit mit ihren Mitarbeitern gab sie eine neu erkannte Aufgabe, irgend welche Aenderungspläne in den Betrieben sehr rasch bekannt, und versuchte in gemeinsamen Besprechungen deren Ansichten, ja Kritik und berechtigte Einwände zu erfahren. Sah sie den Weg klar vor sich, riß sie mit dem an ihr bekannten Elan alle mit. Ihr Vertrauen in die Menschen, ihr Glaube an sie, riß die anderen mit und befähigte sie oft zur Erfüllung von Aufgaben, die sie selber nicht für möglich gehalten hätten. So sind viele Menschen an ihrer schönen Kraft stark geworden und haben erfahren dürfen, welch ein Segen für seine Umgebung ein positiv eingestellter Mensch ist. Und Else Züblin-Spiller war in jeder Beziehung der Inbegriff einer positiven Lebensbejahung. Wenn sie sich über etwas freute, wenn sie etwas anerkannte, etwas gut oder schön fand, dann war es so, und es folgte nicht das so verhängnisvolle, so viele gute Absichten und Impulse zerstörende „aber . . ." Auch dafür sind ihr viele dankbar.

Für heute nehmen wir Abschied von Else Züblin-Spiller, aber wir freuen uns, wenn noch oft Erinnerungen an sie, Erlebnisse mit ihr uns zugesandt werden, denn diese Frau, der unser Volk und Land, der wir Frauen so viel verdanken, soll in ihrer warmen lebendigen Art weiterleben unter uns, und uns immer daran erinnern, daß wir, wenn eine Aufgabe an uns herantritt, wir sie erfüllen müssen; uns daran erinnern, daß sie immer wieder die Selbsthilfe, die Wahrung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit als Grundlage der Entwicklung des Einzelnen zum freien Menschen betrachtet hat, und sie uns je und je durch die Tat vorgelebt hat; daß jede Aufgabe, die in sich gut und richtig ist, ihre eigene Lebenskraft in sich trägt und nicht mit ihrer Lösung gewartet werden darf, bis ihr durch einen langen Instanzenweg und tausend Paragraphen die erste Stoßkraft genommen und ihre freie Entwicklung unterbunden wird. Auch das hat uns Else Züblin in ihrem Leben vorgelebt, und es ist eine leidenschaftliche Warnung an alle, den Mut zur guten, freien Tat nicht dem Wunsch nach Sicherung zu opfern.

Jedem Menschen ist von Gott sein Pfund gegeben: ob groß, ob klein, es soll gut verwaltet werden. Selten wurde einer Frau ein so reiches Pfund an Gaben des Herzens und des Geistes anvertraut, und selten hat eine einzelne Frau aus ihrem Pfund eine solche große Quelle des Segens machen dürfen. Dafür danken wir ihr, und wollen ihr Lebens-Werk dadurch ehren, daß wir es zu treuen Händen nehmen und überall mithelfen und mitwirken, daß es weiter wachse und gedeihe im Sinn jener großen, gütigen Liebe, unter der das ganze Leben dieser Frau gestanden ist.

El. St.

«Nachdruck auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe gestattet.»

Else Züblin-Spiller-Fonds

Der Vorstand der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt" hat beschlossen, zum Andenken an seine langjährige, verdiente Präsidentin, Frau Else Züblin-Spiller, und zum Dank für alles, was sie dem Frauenblatt war, einen Fonds zu gründen, der ihm in besonderen Fällen Hilfeleistungen an Journalistinnen ermöglichen soll.

Als Grundstein für diesen Fonds hat der Vorstand einen ersten Beitrag bestimmt; weitere Zuwendungen sind uns bereits zugesagt.

Wir sind überzeugt, daß manche unserer Genossenschafterinnen, Abonnentinnen und Leserinnen ihrer Verehrung und ihrem Dank für unsere liebe Frau Dr. Züblin gerne durch einen Beitrag in diesen Fonds Ausdruck geben. Einzahlungen erbitten wir auf Postcheckkonto der Genossenschaft III 13067 mit dem Vermerk: Else Züblin-Spiller-Fonds.

Der Vorstand der Genossenschaft
„Schweizer Frauenblatt"

Erinnerung und Dank an Else Züblin-Spiller

Es war im Jahre 1919: Nachkriegszeit. Die Schweizer waren begierig Neues zu sehen und zu lernen. Die „1. Industrielle Studienkommission" war im August aus der Schweiz nach Nordamerika gereist um dort soziale Fürsorgeeinrichtungen in industriellen und andern Betrieben kennen zu lernen.

In den ersten Oktobertagen kam auch eine junge Schweizerin mit ihrem Vater, der als einer der schweizerischen Delegierten der ersten internationalen Konferenz für Arbeiterschutzgesetzgebung in Washington beiwohnen sollte, in New York an. Sie hatte das Glück, großzügige und weitsichtige Eltern zu besitzen die ihr erlaubten, sich in Amerika nach eigener Wahl in sozialer oder pflegerischer Hinsicht weiterzubilden. Wie sie die nötigen Kontakte dazu aufnehmen wollte, wurde ihr weitgehend überlassen. Ein gütiger Stern waltete über ihr, die heute, nach 29 Jahren, diese Zeilen schreibt!

Das erste Erwachen in dem Riesenhotel brachte eine Ueberraschung: Auf dem Boden des Schlafzimmers lag ein Brief, — durch einen Hotelangestellten lautlos durch den Türspalt geschoben. Er war an meinen Vater gerichtet und enthielt wenige Zeilen: „In der Zeitung gelesen, daß Sie agnekommen sind. Wir wohnen hier im Hotel, wenn ich Ihnen und Ihrer Tochter in irgend einer Weise behülflich sein kann, lassen Sie es mich bitte wissen. Ich stehe gerne zu Ihrer Verfügung. Else Spiller." Ein Telephongespräch von Zimmer zu Zimmer — eine Stunde später lernte ich die berühmte „Soldatenmutter", der ich in der Schweiz nie begegnet war, kennen, und am selben Vormittag schon nahm sie mich unter ihre Fittiche. Ich durfte mit ihr und ihrer Begleiterin, Fräulein M. L. Wild aufs Hauptquartier der Y. W. C. A. (Young Womens Christian Association), wo sie erwartet wurde. Eine Sekretärin empfing uns und wir spürten sogleich, daß diese weitgehendste Kompetenzen besaß, und im wahrsten Sinne des Wortes das Werk, dem sie diente, vertreten konnte. Sie war eine weitgereiste Persönlichkeit und fand sofort den Kontakt mit der Schweizerin, die in ihrer Eigenschaft als Mitglied der industriellen Studienkommission die Organisation der Y. W. C. A. und vor allem deren Heime, Clubhäuser und Kantinen kennen lernen wollte. An jenem Tag sah Else Spiller das, was sie nachher als Erste in der Schweiz eingeführt hat: das Selbstbedienungssystem in großen Verpflegungsstätten. Sie war begeistert davon.

Mancherlei Besichtigungen und Reisen durfte ich mit den wenigen, von der Studienkommission noch zurückgebliebenen Mitgliedern machen. Eine Türe um die andere öffnete sich vor mir und noch heute ist die Erinnerung an Größe, Weite und an unbegrenzte Möglichkeiten in mir lebendig. Wie gut paßte Else Spiller in diese Atmosphäre — trotz ihrer damals sehr

(Fortsetzung 3. Seite Hauptblatt)